

Deutsche Gelehrte und englische Würden.

Mit einem Protest von Geheimrat Wilhelm Förster fing er an. Er schrieb am 22. August im „V.“: „Unter der Überschrift „Der Wille zum Siege aus heiligem Jörn“ wird im „Tag“ vom 7. August durch Herrn Generalmajor Stein mit erhebenden Worten die gegenwärtige kriegerische Einmütigkeit Deutschlands gefeiert.

Soll aber diese Einmütigkeit bis zu dem Endziel eines die Kultur des Erdenlebens wahrhaft fördernden Siegeserfolges erhalten bleiben, so wird es jedenfalls erforderlich sein, auch unsern Jörn den „heiligen“ Charakter, das heißt den Charakter jener Seelengröße zu waschen, die wir so gern und mit sozial Recht als wahrhaft deutsche Kultur rühmen.

Der Schreiber dieser Zeilen würde selber gegen die von Deutschland ersehnte politische Weisheit sindigen, wenn er in diesem Augenblick auf die von ihm (bisher auch an mehreren Stellen im „Tag“) vertretenen Maßnahmen gegen Verhehungen der Völker generell zurückkäme. „Der Mensch denkt und Gott lenkt“ ist ein Spruch tiefer Resignation, aber zugleich ein Appell an die reinsten Höhen menschlicher Jüchtigkeit.

Diese Jüchtigkeit aber vertritt sich nicht mit irgendeinem Ausdruck tödlichen Hassens, auch im kriegerischen Kampfe. Für eine gegnerische Nation das Bita, sie sei ein Gemisch von Lüge und Töge, als zutreffend anzuerkennen, ist doch höchst bewunderlich. Ebenso ist der Ausdruck des vorgenannten Herrn Generalmajors, daß sich unser Jörn gegen England in vollkommen gerechtfertigten ewigen daß umzuwandeln werde, gewiß nicht mehr als heiliger Jörn zu bezeichnen. Solche Gewalthaten in Worten, wie sie auch in den letzten Jahren mehrfach die raffinierteste Verbeugung gegen Deutschland in den Nachbarländern hervorgerufen haben, sollten doch jetzt unterlassen werden. Wo unser ganzes Volk sich des Rechtes und der Würde gemeinsamer Erfüllung der Notwendigkeit bewußt, aber doch auch von tiefem Mitleid gegen die einzelnen Menschen der gegnerischen Völker erfüllt ist.

Dann kamen, tropfkaltem, die berühmten „Verzichte“ auf englische und sonstige „Auszeichnungen“, die jetzt plötzlich als Schande empfunden wurden. Wieder schrieb Förster, am 11. September:

„Es würde sicherlich nicht schwer sein, eine Anzahl von Unterschriften zu sammeln für eine Erklärung, in der ein anderer Standpunkt vertreten würde als in den durch Herrn Professor J. Schmalze veröffentlichten Verzichtleistungen. Da der Unterzeichner aber nicht in der Lage ist, sich der Sammlung von Unterschriften für eine solche Entgegnung zu widmen, so möchte er wenigstens für seine Person, als Ehrenmitglied der Universität Oxford, sich lebhaft gegen jenes Vergeben verwahren, in der Hoffnung, daß gerade in so furchtbar bewegter Zeit mitunter auch eine einzelne Stimme sänftigende Wirkungen hervorzurufen kann. Es handelt sich doch um den Anteil, welchen die Gelehrtenwelt eines Staates auch an der sozialen und politischen Lenkung seiner Geschichte beanspruchen darf und soll. Nun wird in der vorliegenden Verzichtserklärung betont, wir seien und wohl bewußt, daß hochbedeutende englische Gelehrte, mit denen die deutsche Wissenschaft in fruchtbarer Arbeit jahrelang verbunden war, gegen diesen freudlos begonnenen Krieg gekämpft haben und gegen ihn gesprochen haben. Und das sind doch im wesentlichen die Männer, von denen diejenigen Ehrenbewehrungen für die deutschen Gelehrten ausgegangen sind, die wir ihnen jetzt vor die Füße werfen wollen.“

Die deutsche Gelehrtenwelt ist zurzeit in der beglückenden Lage, daß sie mit den anderen Lebenskreisen unseres Vaterlandes in betreff des Krieges und der nächsten Zukunft völlig einmütig denkt und wirkt. Die englische Gelehrtenwelt ist offenbar nicht in derselben Lage in betreff der Politik ihres Vaterlandes. Ist es nun nicht durchaus unweise, dieser uns so nahe verwandten und so sympathischen Gelehrtenwelt jetzt auf Grund der wirklich bösen Politik ihres Landes, an der sie aber keine entscheidende Schuld trägt, eine scharfe Trennung auszusprechen, anstatt den englischen Freunden einen fröhlichen Appell zu einer wirksameren Treue der Gemeinschaft in die Seele zu rufen? Es ist doch wohl ein Weich der Menschennatur, daß sie durch einen solchen Appell viel mächtvoller und nachhaltiger in ihren Entschlüssen bestimmt wird, als durch die Augenblickswirkungen einer übermäßig verallgemeinernden Erbitterung. Möchten doch die Freunde da drüben sich über die Erhebung Deutschlands nicht lächerlich lassen, und möchten sie doch endlich ihrem Volke zu einer wirklichen Kulturpolitik verhelfen an Stelle der noch immer überwiegenden schändlichen Interessenpolitik.

Darauf sprang einer der Hauptmacher in chauvinistischer Begeisterung auf den Plan, Rudolf Sucken. Er schrieb am 14. September u. a.:

„Und stellt sich zunächst der Tatbestand wesentlich anders dar. Einige englische Gelehrte — meines Wissens sind es sechs — haben ihrer Hochschätzung der deutschen Kultur und ihrer Ab-

neigung gegen den Krieg offenen Ausdruck gegeben. Ehre und Dank diesen mutigen Männern! Aber diese sechs Männer, so bedeutend jeder einzelne von ihnen ist, sind nicht die englische Gelehrtenwelt, sie vertreten nicht die englischen Universitäten. Daß sie nur eine Ausnahme bilden, zeigt mit voller Deutlichkeit die Tatsache, daß im englischen Parlament, unter dessen 670 Mitgliedern sich sicherlich eine Anzahl von Gelehrten befindet, nicht ein einziger Gelehrter für den Frieden eingetreten ist, sondern daß dies einem Führer der Arbeiterpartei vorbehalten blieb. Es ist auch unwahrscheinlich genug, daß die englischen Universitäten, welche weit mehr nationale Bildungstätten als wissenschaftliche Anstalten sind, die im besonderen die Pflanzschulen der Staatsmänner bilden, sich von ihrem Volk trennen. Kurz, wir haben nicht den mindesten Anlaß, das Ganze der englischen Gelehrtenwelt als deutschfreundlich zu betrachten.

Ferner aber ist es die eigentümliche Art des gegenwärtigen Krieges, aus der wir unser Verfahren begründen. Wäre es ein gewöhnlicher Krieg, eine Verfeindungen über einzelne Streitkräfte, ein ritterlicher Waffengang, der die gegenseitige Achtung nicht mindert, so hätte die Mahnung an die Gelehrten, sich nicht zu sehr zu erheben und die innere Gemeinschaft der Arbeit zu wahren, gewiß ein gutes Recht. Aber der heutige Krieg ist wesentlich anderer Art. England hat mit höchst bedenklichen Mitteln die halbe Welt gegen und in den Krieg geholt — auch Rußland hätte, wie wir jetzt sehen, ohne England vielleicht nicht den Krieg begonnen —, und in diesem Kriege will es nicht nur unsern Handel und Wohlstand vernichten, es will uns unsere gesamte politische Stellung, unsere nationale Selbstständigkeit rauben; es ist heute, wie oft ausgesprochen ward, für uns ein Kampf um Sein oder Nichtsein! Und daß in einem solchen Kampfe der Gelehrte beiseite stehen und Würden eines Volkes weitertrage, das darauf ausgeht, uns zu vernichten, das dünkt vielen deutschen Gelehrten schlechterdings unerträglich. Friedfertigkeit und Sanftmut sind herrliche Dinge, aber nur an der rechten Stelle; heute, wo alles für uns Deutsche auf dem Spiele steht, sind andere Gesinnungen nötig, heute haben wir uns zum Worte Platons zu bekennen, daß sich ohne einen edlen Zweck nichts Großes verrichten läßt. Denn wahrlich haben wir heute Großes und Schweres zu verrichten.“

Gleichzeitig wandte sich Professor Kohler gegen Förster, der die große und wirkliche Neutralität vertrat, daß die deutschen Gelehrten stets verlangt hätten, sie müßten gegen alle und jeden stets für ihre Ueberzeugung einstehen:

„Die Äußerung des Kollegen Förster möchte ich nicht ohne eine gründliche Erwiderung lassen, um den Schein zu vermeiden, als ob es sich hier um eine bloße unbedeutende Ansichtssache handelte, über die wir als Ansichtssache einfach hinweggehen könnten.“

Er macht geltend, daß englische Gelehrte wohl mit der Politik ihrer Regierung nicht einverstanden seien, und es klinge aus seiner Darstellung heraus, als ob hier eine Art von Traakt jener englischen Männer vorliege, für welche wir ein Verständnis haben sollten.

Allein wir deutschen Gelehrten haben stets verlangt, daß der Gelehrte nicht nur Denker und Schöpfer ist, sondern daß er auch gegen alle und jeden stets mannhaft für seine Ueberzeugung einzustehen müsse. Das ist unser stolzes Recht. Wenn daher jene englischen Gelehrten die Schmach ihrer Regierung nicht billigen, wenn sie in ihrem Innern erkennen, wie faul ihre Politik und wie ungeheuerlich das Bedenken gegen Deutschland ist, warum rufen sie sich nicht? Vor dem Krieg hat eine kleine Anzahl und nicht eben der bedeutendsten Gelehrten sich ausgesprochen; warum ist ihr Mund seither verstummt?

Und nachdem die große deutsche Nation, aus der die gewaltigsten Denker und erhabensten Künstler hervorgegangen sind, von den englischen Propaganden in der niederträchtigsten Weise verkleumdet worden ist, hat sich da auch nur einer dieser Gelehrten gerührt, um für das Deutschland einzutreten, dem er doch das Beste seiner Bildung zu verdanken hat? Nein. Man mußte schon zu den Irrenden in Amerika gehen, um Verständnis dafür zu finden, daß man eine Nation, die an der Spitze der Geisteskultur steht, nicht verläßt dar.

Sodann scheint Förster vollkommen zu übersehen, daß die englischen Universitäten auch bedeutsam an der Politik beteiligt sind. Die englischen Universitäten wählen Mitglieder in das Parlament. Haben diese Mitglieder gegen den Krieg gestimmt? Nein. Der Krieg wurde mit allen gegen eine Stimme beschlossen. Haben ihre Auftraggeber, die Universitäten, nachträglich dagegen Protest erhoben und erklärt, daß diese stuchwürdige Abstimmung gegen ihre Intention sei? Antwort: Nein. Die englischen Universitäten und damit die englische Gelehrtenwelt tragen bedwegen einen Teil der Schuld des Krieges mit.

Wenn wir daher erklären, daß wir mit Persönlichkeiten, die auf solche Weise sich nicht geäußert haben, die Geiseln einer Regierung zu sein, welche sich zum Denker deutscher Geisteskultur erniedrigen wollte, keinen Vorstoß haben wollen, und wenn wir erklären, daß diejenigen unter uns, welche Auszeichnungen

von ihrer Seite besitzen, recht daran tun, wenn sie ihnen diese Auszeichnungen zu Füße werfen, so handeln wir nicht nur in gerechtem Jörn, sondern auch in jenem Stolz, welcher dem Gelehrten der größten Kulturstation der Welt gebührt.“

Und amüsiert an diesen Kampfeiten besonders immer wieder der Leser, mit dem man von den ausländischen Gelehrten eine unpatriotische Haltung verlangt, eine Haltung, die man bei einem Deutschen als hochverräterisch bezelnen würde. Nichts kennzeichnet besser die Blindheit des Chauvinismus, als daß er jenseits der Grenzpfeile die sittlichen Begriffe schlankerhand umwertet — und obenhin glaubt, das Geschehe aus sittlichen Motiven, statt eben aus primitiven nationalstämmischen Instinkten heraus, wenn nicht gar simple Strobererei dahinter steht, was zwar von Tuden und Kohler nicht anzu nehmen ist, um so mehr aber von manchem Pflanzgen, das noch im Verborgenen blüht.

Nebeizens merkt sich jetzt auch Max Bertram gegen die Chauvinisten. Er schreibt im „V.“:

„Der Aufruf einer Anzahl deutscher Professoren zum öffentlichen Kollektivverzicht auf die von englischen Universitäten und gelehrten Gesellschaften verliehenen Ehren hat, wie ich weiß, bei vielen Forschern lebhaftes Bedauern erregt. Auch ich habe mir, als mir der Aufruf noch vor seinem Erscheinen zur Unterzeichnung vorgelegt wurde, redlich Mühe gegeben, sein Zustandekommen im Interesse der Objektivität und Bornehmlichkeit deutscher Wissenschaft zu verhindern. Das ist mir leider nicht gelungen. W e it bedauerlicher aber als diese Erklärung einiger Professoren selbst muß für jeden Deutschen, der die große Zeit seines Vaterlandes mit warmem Herzen durchlebt und zugleich den hohen Geist seiner Wissenschaft verehrt, die Tatsache sein, daß sich an diese Erklärung eine Diskussion über ihre Berechtigung oder Nichtberechtigung in der breiten Öffentlichkeit zu knüpfen beginnt. Sieht man denn nicht und fühlt man es nicht, einen wie Kleinlichen und den Geist deutscher Wissenschaft schädigenden Eindruck es machen muß, wenn in einer Zeit, in der das ganze Denken und Fühlen und Wänschen jedes Deutschen durch geistvolle Ereignisse in atemloser Spannung gehalten wird, deutsche Gelehrte Gesamtauf daran finden, sich über so keine, fast möchte man sagen kindliche Probleme öffentlich zu ereifern?“

Ich möchte an die deutschen Professoren die ebenso dringende wie herzliche Bitte richten, daß die Erwiderungen über diese Frage im Hinblick auf das Ansehen unserer Wissenschaft fallen zu lassen oder wenigstens zu verschoben, bis sie nicht mehr in einen gar so schreienden Gegensatz treten zu den geistvollen Problemen und Befühlen des Tages.“

Wir haben diese Dokumente hier mitgeteilt, damit zu gegebener Zeit darauf zurückgegriffen werden kann.

Unser Standpunkt ist bekannt. Er ist links von Förster und Bertram.

Die Entwicklung der Seeminen.

Die Mine spielt im modernen Seekriege eine große Rolle. Wenngleich schon früher benutzt, erregte ihre Anwendung das meiste Aufsehen in russisch-japanischen Kriege, in dem eine fast ebenso große Anzahl von Schiffen durch Seeminen zerstört wurden wie durch Torpedos und Artilleriefeuer. Es zeigte sich, daß sich durch Seeminen mit verhältnismäßig geringen Mitteln Verstörungen herbeiführen lassen, die den Wirkungen der Kampfmittel auf den Wissenschaftsschiffen in nichts nachstehen. Dabei lassen sich die Minen gleich gut zum Angriff wie zur Verteidigung verwenden. Die Fortschritte der modernen Sprengstofftechnik, die an die Stelle des alten Schwarzpulvers die brillanten Sprengstoffe mit ihrer ungeheuren Stoßkraft setzte, leitete die hohe Entwicklung des Rinenkrieges zur See ein.

Der eigentliche Erfinder der Seeminen ist der Amerikaner Bushwell. Er hatte in den Jahren 1771—1775 ein Unterseeboot, mit dem er es versuchte wollte, Minen an feindlichen Schiffen zu befestigen, um diese in die Luft zu sprengen. Im Jahre 1776 griff er auf diese Weise das englische Kriegsschiff „Gale“ an, doch glitt der Bohrer, mit dem die Mine an Schiffsrumpf befestigt werden sollte, an dem Kupferbeschlag des Schiffesbodens ab und so explodierte die abgetriebene Mine später in ungefahrlicher Entfernung vom Schiffe. Die Engländer waren damals über die Anwendung dieser neuen heimtückischen Waffe überaus entriistet, scheuten sich aber nicht, in der folgenden Zeit selber davon Gebrauch zu machen.

Zwanzig Jahre später nahm Vulkan, der Erbauer des ersten Dampfsbootes, diese Pläne wieder auf. Es gelang ihm, Napoleon I. dafür zu interessieren, der in der Mine ein Mittel gefunden zu haben glaubte, um der überlegenen englischen Flotte erfolgreich entgegenzutreten zu können. Nach der für die Franzosen unglücklich verlaufenen Seeschlacht von Trafalgar ließ er aber diesen Gedanken wieder fallen. Bekanntlich wollte er ja auch von der praktischen Verwendbarkeit des Dampfsbootes nichts wissen, und gab so die beiden Waffen, diehalten ihm bot und die ihm gegen

ist. Die gewöhnlichen natürlichen Krämpfungen der Freude und Schmerzgeföhle sind durcheinander geschüttelt, umgekehrt und entartet; der Unglückliche lacht schallend auf und der Glückliche weint, oder beide lachen oder weinen abwechselnd durcheinander, wie in immer wiederholten, immer unheimlicher werdenden Wahnsinnsanfällen.

Nur die Wildheit bleibt, die grausame Wildheit. Das aufgeschüttelte entseesselte Menschentier fordert seine Rechte. „Lautwegem gegen Baebel!“

Lautwegem gegen Baebel! Die Auslösung ist darüber, und ringsum erschallt nun der Kampf Ruf, während die Leute wieder erschreckt ihre Türen schließen. Die traditionellen Feinde wollen sechten; sie schämen sich ihrer stüchtigen Schwäche von vorn. Es geht nicht an, daß die diesjährigen Rekruten feiger sein sollen, wie die der vorausgegangenen Jahre, und plötzlich ist alles ein entsetzliches Chaos, über den beluminten Wägen hinfeln wie sahle Wäse die geschwungenen Messer.

Feldwächter und Bendarmen eilen herbei, suchen die Streitenden zu trennen. Aber es nützt nichts, die wilden Tiere reiten und brüllen, die Messer blühen, die Knüttel sausen nieder, die Füße scharren, bis endlich einer niederplumpst und wie tot liegen bleibt.

Es ist einer von Baebel! Es ist der dicke Notkopf mit den weißen Haaren, der die beiden Weiber mißhandelt hat.

Seine Kameraden stellen den Kampf ein und heben den Blutenden auf. Es ist eine Niederlage für Baebel und ein Sieg für Lautwegem. Drosend und rasend hallen die Baebeler in Jäh und Nachsucht die Häuse gegen die Lautwegemer, die höhnisch triumphierend abziehen.

Ihr Jubelgebrüll donnert durch die lange Straße, die geschwungenen Hüte und Wägen wirbeln in den geschwungenen Händen wie ein wimmelnder Flug buntesiederter Vögel über den wild hin und her gemorsenen Köpfen, und wie Wüdergeheul dröhnt ihr Gesang zu den geschlossenen Häusern empor:

„Ooz armes! Ooz armes!
Wij sijn al van Leopold!
Ooz armes! Ooz armes!
Wij sijn van Leopold!“

Rekrutierung in Belgien.

Stizze von Cyriel Duysse.

Autorisierte Uebersetzung von G. Gärtner.

(Schluß.)

Unter abscheulichem Gebrüll stürmen die beiden Bänden aufeinander los. Arm an Arm nebeneinander fortsleitend, füllen sie die ganze Straße. Nicht vor dem Gemeindehaus stehen sie brüllend zusammen, und für einen Augenblick erhebt sich ein Nordweststapel von donnerndem Fußgetrappel und rasendem Windgeschrei.

Doch nein, diesmal raufen sie nicht. Wie es kommt, wissen sie selber nicht, aber sie sind nur stüchtig durcheinander gewirbelt, und gleich darauf sind die Parteien wieder getrennt und schreien unter Hühfestschreien und wildem Jauchzen ihr „Ooz armes! Ooz armes!“ hinaus.

In einiger Entfernung schauen sie sich nach einander um, herausfordernd die Knüttel schwingend, und dann taumeln sie wieder weiter, jede Bande nach einer anderen Richtung. Erstaunt erscheinen die Dörfler wieder auf ihren Schwellen und schauen den brüllend abziehenden Rekruten nach, von denen sie nicht begreifen können, warum sie diesmal nicht gerauft haben.

Jeht Uhr. Das ganze Dorf ist in lebhafter Bewegung. Aus allen umliegenden Gemeinden sind nun die Rekruten angekommen. Sie stehen dicht zusammengedrängt oben in dem großen Saale des Gemeindehauses, wo der im Wagen aus der Stadt gekommene Bezirkskommissär die Losung leitet. Er sitzt in der Mitte an dem großen grünen Tisch, um den sich sonst die Mitglieder der Gemeindeverwaltung versammeln. Ein Mann von schon vorgefahrenem Alter, mit einem ruhigen, feierlichen Gesicht, schönem langen Graubart und ernstem Augen. Rechts von ihm sitzt der Polizeikommissär, der die Namen der Rekruten aufruft! Links waltet der Schreiber seines Amtes. Mitten auf dem Tisch steht die von dem Dorffeldwächter bewachte Trommel mit den Losen. Zwei Bendarmen in Gala, mit langen Stulpschneisen und hohen Wärmützen halten die Ordnung aufrecht.

Plump und ungeschickt, mit glühendem Gesicht, die grell geschmückte Wäse zwischen den Fingern, tritt der Rekrut vor. Er sagt noch einmal seinen Namen, während der Feldwächter durch eine Krücke die Trommel zum Drehen bringt, so daß die Lose wie Klisse durcheinanderschlappen. Ein kleines Lärchen wird geöffnet, durch das der Rekrut seine Hand in die Trommel steckt. Er zieht eine kleine Hülse aus Holz heraus, die er dem Kommissär überreicht. In dieser Hülse steckt, zusammengerollt, sein Los, sein Lebenslos. Langsam und ruhig nimmt der Kommissär mit einem dünnen Stäbchen das Los aus der Hülse, entfaltet es, ruft mit lauter Stimme eine Nummer und übergibt das Papierchen dem Rekruten.

In dem weiten, dichtgefüllten Saal herrscht fortgesetzt das dumpfe Geräusch tiefer Bewegung. Der halb geistesabwesende Rekrut begreift anfänglich nicht, ist er „raus“? Ist er „drin“? Blödiich begreift er und beginnt händeringend zu schluchzen oder in ausgelassener Freude zu poltern. Wenn er eine gute Nummer gezogen hat, rennt er hinab, schwingt jauchzend und schreiend seine bedlumte Wäse, fällt draußen Eltern und Freunde in die Arme, die in ängstlicher Aufregung auf den Ausgang gewartet haben. Er läßt sie von den Blumenweibern von oben bis unten schmücken, gibt ihnen alles, was sie verlangen, wirft Hände voll Münzen unter die Menge, läuft mit Verwandten und Freunden wie närrisch durchs Dorf, schreit seine Nummer aus, lachend, schluchzend, jubelnd:

„Raus! Raus! Ich bin raus!“

Alle zwei oder drei Minuten kommt so ein Rekrut herunter. Die einen sehen leichtenblau aus und halten sich am Treppengeländer fest; andere stampfen mit den Füßen, knirschen mit den Zähnen, ballen suchend und rasend die Fäuste. Manche sind bereit, mit allem, was um sie herumsteht, eine wilde Valgeret anzufangen, andere stehen mitten unter dem Volk auf der Straße, heulend wie kleine Kinder. Die einen muß man mit Gewalt fortzschleppen, um ein Unglück zu verhüten, andere stürmen wie wahnsinnig daher und schreien, indem sie die heulenden Frauen und Kinder, die sich flehend an sie anklammern haben, wügend von sich abzuschütteln suchen, daß sie sich ertränken wollen. Inzwischen ist es gar nicht zu unterscheiden, wer „draus“ und wer „drin“

